

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 23, 10. Juni 1843

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 23.

Sonnabend, den 10. Juni.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

3. Die Gemäldesammlung.

Der Hochselige Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg, der vor dem Antritt seiner Landes-Administration schon ein Haus in Hamburg besaß, hatte in seiner damaligen Unabhängigkeit diese Stadt zu seinem Aufenthalte gewählt, weil sie seiner vielseitigen Liebe für Natur- und Kunst-Studien eine reiche Nahrung versprach. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien, in seiner Jugend, hatte in ihm eine warme Liebe für die bildenden Künste und für die Musik begründet. Die Hofcapelle des Herzogs ist bekannt und noch vor Kurzem waren die ausgezeichnetsten Musiker in Deutschland aus dieser Schule hervorgegangen. — Von des Herzogs Liebe für die Natur und ihre Verschönerung zeugen die, von ihm allein angelegten, Gärten zu Cutin, Oldenburg und Nastede und ihre reich gefüllten Gewächshäuser. Seine ungewöhnlichen Kenntnisse in der Architectur beurkundeten die vielen Gebäude aus seiner langen Regierungszeit, denn er hielt es nicht für einen Raub an seiner, der Landesregierung gewidmeten Zeit, die zu errichtenden Gebäude, ihre äußeren und innern architectonischen Decorationen selbst zu zeichnen. So die Gebäude der Behörden in Oldenburg, das Palais des Prinzen Peter und aus

frühester Regierungszeit die Begräbniscapelle, in dem Gernse ihres Styles die würdigste Fürstengruft in Deutschland u. s. w. Die Kunstliebe des Herzogs, im Gebiete der Malerei, zeigt sich besonders in dem, womit wir es hier zu thun haben, in der Gemäldesammlung.

Es braucht nach dem Bisherigen wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Anfang dieser Sammlung aus Gemälden bestehen mußte, die dem eignen Geschmack und der Vorliebe des Herzogs entsprachen, der mehr eine Befriedigung im Genusse dieses Besizes als in dem eiteln Ruhme unfruchtbarer Kritik suchte. Dieser Geschmack war aber ein sehr geläuterter, durch Kenntnisse in der Theorie und Geschichte der Kunst gebildeter und durch ein eignes, zartes natürliches Gefühl unterstützter Kunstsin. Denn die damals nach eigenem Geschmack allein gewürdigten und für ansehnliche Summen angekauften Gemälde sind auch jetzt noch die vorzüglichsten in der Sammlung, so das Gemälde von Solario, »Herodias«, aus der »Gallerie Giustiniani« in Rom, in Paris angekauft, das schöne Seestück von Louthenburg, in London angekauft, und mehrere andre.

Im ersten Decennium dieses Jahrhunderts kaufte der Herzog eine ganze Sammlung alter Gemälde von dem bekannten Joh. Heinr. Wilhelm Tischbein, der sofort einer seiner Hofmaler ward und auf Bestellung eine Menge großer Gemälde für den Herzog malen mußte. Dieser phantasiereiche Künstler war ein Zeitgenosse Goethe's in Rom, ihm befreundet, und noch liest man in dessen gesammelten Werken eine Menge Dichtungen »an Tischbein« und über seine Bilder. In diesen Werken, an vielen Stellen, so wie in den bekannt gewordenen,

gesammelten Briefen vieler Zeitgenossen, erkennt man den Kunstgeschmack für einen jetzt überlebten. Der heutige ist weniger gerecht gegen die Werke des verstorbenen Künstlers, der sie nicht mehr durch seine geistvolle Persönlichkeit geltend macht und die heutigen Kunstkritiker wollen in Tischbein's Gemälden mehr den Dichter als den Maler erkennen. — Akademiedirector in Neapel, vertrieb ihn von dort die Revolution 1799. Er rettete die in Italien angekauften Gemälde, die nun einen großen Theil der Großherzoglichen Gemäldesammlung ausmachen. Tischbein's blühende, sich überall gleichbleibende, Phantasie mag es zu verantworten haben, daß viele dieser Gemälde Namen trugen, die sie vor dem Auge kenntnißreicher Kritiker nicht behalten konnten.

Der Herzog liebte mit werthvollen Gemälden sich umgibt und schmückte mit den vorzüglichsten seiner Sammlung seine Gemächer im Schlosse zu Oldenburg, so viele darin Platz hatten. Auch in Rußland, 1811, wollte er sich von seinen Gemälden nicht trennen, ließ sich durch den ungeheuren Transport nicht abschrecken und sie in St. Petersburg auspacken und aufstellen. Hier ist einer eignen kleinen Sammlung zu gedenken, die dem Herzoge besonders lieb war. Um sich in gewissem Sinne in den Besitz der Raphael's, Correggio's, da Vinci's, Titian's und anderer größten Meisterwerke des sechzehnten Jahrhunderts, die damals im »Musée Napoleon« in Paris vereinigt waren, zu setzen, hatte er mehrere derselben von Künstlern von Ruf in gleicher Größe copiren lassen und erfreute sich beim Anblick dieser Copien der Erinnerung ihrer Originale. In St. Petersburg erhielt dieser Theil der Gemälde des Herzogs den größten Beifall der Großfürstin, seiner Schwiegertochter, nachherigen Königin von Württemberg, und kaum war dieser Beifall ausgesprochen, als auch die Großfürstin die sämmtlichen, überaus wohl gelungenen, Copien zum Geschenk erhielt. Eins dieser Gemälde, Raphael's »heilige Cäcilie«, von Hummel in Cassel, war damals noch nicht vollendet und ist jetzt noch in Oldenburg im Schlosse zu sehn.

1813 nach Oldenburg zurückgekehrt, war das Herzogliche Schloß nicht mehr das Alte und der Herzog genöthigt es zu erneuern. Die Gemälde konnten nach dem Umbau des Schlosses nicht mehr sichtlich in demselben untergebracht werden, es mußte an einen besondern Gemäldeaal außer dem Schlosse gedacht werden. Es ward ein solcher einstweilen, versuchsweise gebaut, die Gemälde in demselben aufgestellt und das Publicum bekam durch dieß zugänglichere Local einen Kunstgenuß, der ihm bisher zum großen Theil noch fremd war. Dieser Bau zeigte sich aber nach einigen Jahren den Gemälden sehr ungünstig, sie litten sehr durch Feuchtigkeit und Witterungswechsel und dabei kamen an verschiednen Gemälden die bedenklichen Erscheinungen früherer Restaurationen, Verwascungen, Uebermalungen und anderer Mißhandlungen

zum Vorschein, die bisher, unter dem heuchelnden Vernis nicht hatten erkannt werden können. Es stellte sich die dringende Nothwendigkeit einer Restauration vieler Gemälde heraus und von dieser mußte der Bau eines neuen, besseren Locals abhängig werden. Wer aber das bedenkliche Werk der Restauration alter Gemälde kennt und die große Schwierigkeit, einen Künstler zu finden, dem in dieser Hinsicht volles Vertrauen zu schenken ist, dem kann es nicht auffallen, daß nach langem Suchen und Prüfen immer kein solcher aufgefunden ward, wobei natürlich der beklagenswerthe Zustand der Gemälde sich immer mehr verschlimmern mußte.

Erst unserm regierenden Großherzoge war es vorbehalten, einen zuverlässigen Restaurateur alter Delgemälde zu finden durch die Empfehlung eines allgemein bekannten Kunstkenners, des regierenden Königs Christian VIII. von Dänemark. Herr Ferndorf hatte bereits in den ersten Monaten seiner Arbeiten das ihm geschenkte Vertrauen so vollkommen gerechtfertigt, daß des Großherzogs Königliche Hoheit eine General-Restauration aller Gemälde durch ihn, so weit sie sie erfordern würden, decretirte und den Bau eines angemessenen, zweckmäßigen Locals für diese Sammlung in nahe Aussicht stellte. Mit dem großen Werke ist nun Herr Ferndorf beschäftigt.

Ich lege hier die Feder nieder und überlasse sie diesem erfahrenen und vielseitig gebildeten Künstler, um über den jetzigen Zustand der Großherzoglichen Gemälde-Sammlung zu berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Replik.

In N^o 20 der Mittheilungen sucht der Herr Kirchenrath Clausen, nämlich in der Eigenschaft als Director des Seminars, anscheinend einen Vorwurf gewissermaßen von sich abzulehnen, wenigstens will mir das so vorkommen, einen Vorwurf, den ich vor Kurzem gelegentlich in N^o 17 dieser Blätter dem Seminar zu machen mich veranlaßt fühlte. Herrn R. N. Clausen sollte kein Vorwurf gemacht werden. Auch durfte derselbe sich durch den ausgesprochenen nicht verletzt fühlen, da hier von einem Desiderium einer Anstalt die Rede war, dem Hr. R. N. Clausen als bloßer Director der Anstalt abzuhelfen überhaupt gar nicht im Stande sein dürfte. Wovon ich redete, das ist: zunächst, daß auf dem Seminar so wenig Zeit für die musikalische Ausbildung gelassen ist, was übrigens bei der überhaupt so kurzen Lehrzeit für die Seminaristen, wie ja nun einmal die Verhältnisse so unglücklich sind, ganz so in der Ordnung sein, wie solches ganz im gehörigen Verhältniß mit den andern Lehrgegenständen stehen mag; sodann, daß während dieser kurzen

Lehrzeit die Lehre selbst so höchst verkehrt und mangelhaft ist. Wenn nun die Einrichtung des Ganzen einmal nicht anders ist und sein kann, wenn ferner die Lehrer einmal da sind und da bleiben müssen, der Seminardirector über sie und ihre Bethätigung resp. Nichtbethätigung an seiner Anstalt nicht etwa, wie der Director der Strafanstalten in Wechta über das ihm untergeordnete Personal so durchaus selbstständig verfügen kann: was hat denn da dieser Director zu verantworten, wenn solche Einrichtung als eine unzureichende, nicht zureichende, der Verbesserung bedürftige irgendwo besprochen würde?

Herr K. N. Claußen wirft mir vor, ich habe durch schwarze Gläser gesehen; denn ich glaube nicht, daß er mir irgend eine unlaute Abseht hat vorwerfen wollen. Dem sei nicht so, als ich es gesagt habe, versichert er. Alles, damit ich es kurz zusammenfasse, sei vielmehr ganz nach Wunsch. Einzelne — bereits Schullehrer — möchten vielleicht etwas zu wünschen übrig lassen; aber es sei nicht wohlgethan, was von Einzelnen einer Gesamtheit prädicirt werden kann, Allen darin Begreifenen beizulegen.

Wenn ich diesen letzteren Satz recht verstehe, d. h. so wie ihn der Verfasser verstanden haben will, so dürfte ich jetzt schweigen. Da würd' es nämlich so heißen: im Allgemeinen ist es schlecht beschaffen, aber einige Lehrer machen eine rühmliche Ausnahme. Zugestanden nämlich. Denn es ist keine Regel ohne Ausnahme. Und namentlich will ich hier denn noch des oldenburgischen Gymnasiums erwähnen, das hinsichtlich der Qualität des Unterrichts ganz gut berathen ist, und wo weiter nichts, aber freilich ist das viel, zu wünschen übrig bleibt, als daß die Lehrzeit nicht so kurz zugemessen, auch der Lehrer, in Belang fortdauernder gründlicher Bethätigung mit dem hier fraglichen Gegenstande, nicht durch anderweitige Studien zu sehr in Anspruch genommen wäre; der dort gegebene Musikunterricht wäre sonst, nach dem zu urtheilen, was wir bei öffentlichen Prüfungen davon vernommen, gerade der Art beschaffen, wie wir ihn wirklich allenthalben eingeführt zu sehen wünschten. Herr K. N. Claußen will aber, mein' ich, den Musikunterricht, wie er auf dem Seminar und in den Volksschulen gegenwärtig beschaffen ist, vielmehr vertheidigen. Er sagt, er wolle nicht in Abrede stellen, daß der Gesangunterricht allerdings der Verbesserung bedürfte, und fügt bei: »wo wäre eine menschliche Einrichtung, die deren nicht bedürfte?« Das heißt doch von einer Einrichtung sehr lobend reden, wenn man weiter nichts an ihr zu tadeln weiß, als daß sie von Menschenhänden gemacht, und deshalb unvollkommen sei. Da muß ich also Herrn K. N. Claußen bei jenem Satze mißverstanden haben.

Also hinreichend und gut wäre der musicalische Unterricht auf dem Seminar? — Ich habe Nein gesagt. Und somit wäre die Sache am Ende. Es läßt sich darüber nicht weiter streiten. Es kommt nämlich auf die Forderungen

an, die man daran macht. Freilich auch darauf, wer am meisten befähigt ist, die rechten Forderungen zu machen. In der letztern Hinsicht könnt' ich um so eher mich beruhigen, da Herr K. N. Claußen seiner eignen Aussage nach »kein Musikkenner« ist. Ich würde mehr Zutrauen verdienen; denn ich hab' es mir nicht abgesprochen, von diesen Dingen mir einige Kenntnisse erworben zu haben. Aber da ist eben die Sache, ich soll mich »jedenfalls überleiten« haben. Es wäre nicht in allen Schulen, daß nur Choräle, und selbige »abgeplärrt«, wirklich »abgeplärrt« würden. Man sei vielmehr schon dahin gekommen, daß man die Lehrer vor der Vernachlässigung des Choralgesanges warnen müsse; Volkslieder und dergl. griffen zu sehr überhand. — Aber wo hab' ich denn gesagt, daß man den Choralgesang hintanzusetzen müsse? — Ferner: das Plärren wolle man an seinen Ort gestellt sein lassen. — Aber um des Himmels willen, nein! das soll ja gerade abgeschafft werden! Auf das Wie kommt ganz ungeheuer viel an. Auf das Wie hat aber der Herr Verf. sich weiter gar nicht eingelassen; nur daß er mich einmal etwas beifend fragt: wie viel Mal? und wo? ich plärren gehört hätte. Er meint, wie gesagt, ich hätte mich mit meinem Urtheil überleiten.

Ich habe mich nicht überleiten. Seit Jahren quält es mich, daß dem so ist, wie ihm ist. Nur gelegentlich bracht' ich es hier zur Sprache. Ich habe mich nicht überleiten. Bei der ganz besondern Hochachtung, die ich vor dem Herrn Kirchenrath Claußen hege, fühl' ich das Bedürfnis, mich und meine Behauptungen hier gegen ihn zu vertheidigen. Aber auch die Sache selbst macht es mir zur Pflicht, den gemachten Vorwurf durchaus von mir abzuweisen. Ist das Ueberleiten? In allen Schulen, wo ich hörte, was man singen nennt, und ihrer sind mehrere — ich sagte »zuweilen« — ferner in den Kirchen, wo die Schüler singen, hab' ich den Gesang der Art gefunden, wie ich ihn beschrieb. Im Volke find' ich kein Volkslied lebendig, auch nur bekannt. Ich spüre gar nicht irgend eine Wirkung eines musicalischen Unterrichts in den Schulen. Die gemeinen musicalischen Wege, die hier im Lande so in Menge zu Hause sind, die aber mehr geschrieben, als gesungen werden, weil eben das Volk zu einem eigentlichen Gesange sich gar nicht anzulassen weiß, sie könnten durch gute Volkslieder allmählig und gewiß mit Sicherheit verdrängt werden: es geschieht nicht, kann auch nicht geschehen, wenn gute Volkslieder nicht bekannt sind und auch nicht bekannt werden. Gute Lieder können nicht so abgeschrieben werden; das Volk muß also auch, wenn es sie überhaupt lernt, das wirkliche Singen dabei lernen. Auf diese Weise sollte und könnte dann überhaupt der musicalische Sinn geweckt, und heraufbeschworen sein: aber er ist nach wie vor total stumpf! Dem Volke könnte für die langen langweiligen Winterabende auf dem Lande ein Mittel zum Zeitvertreib — ich sage nur zum Zeitvertreib!

aber wahrlich, die Musik gewährt auch positiven Nutzen! — ich sage, ihnen könnte ein Mittel gegeben werden, daß es ihnen möglich würde, des Brauntweins, der Karten und dergleichen zu entzathen: aber man wandere von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus! wo hört man mal einen Ton? Und wenn irgend einmal, so ist es eine Clarinette oder Violine, und es wird danach getanzt; ja, unser Volk weiß kaum den Begriff Musik, ich meine natürlich Hausmusik im Gegensatz vom Choral als Kirchenmusik, von dem Begriffe Tanz zu trennen. Ferner: die Herzen könnten für weichere Gefühle, für mildere Regungen, als sonst hier im norddeutschen Volke zu Hause sind, empfänglicher gemacht werden: aber sie sind kalt, heute wie immer, wenn auch im Allgemeinen gut und bieder. Sonst, wenn Jemandes irgend ein beseligendes Gefühl sich bemisstert: wen drängt es nicht, seiner heiligen Lust im Gesang Lust zu machen! Sie thun, wie die Vögel auch; sie müssen singen. Aber das ist auch umgekehrt. Nur wenn man Anderer dergleichen Empfindungen kennen gelernt hat, indem man sie ihnen, wie sie sich in Töne verwandelt hatten, nachgesungen, kann man sie selbst haben. Unser Volk indessen hat die Mittel nicht, und hätt' es auch schon die Empfindungen; es hat aber auch die Empfindungen nicht. Gebt ihnen nur erst die Mittel, und sie werden allmählig auch für die Empfindungen empfänglicher werden. Ihr Gemüth wird gedeihen. Und wahrlich, der Mensch ist noch nicht fertig, wenn er bloß den Verstand ausgebildet hat!

Das war also: wahrgenommener Mangel an einer wahrzunehmenden Wirksamkeit des behaupteten guten Musikunterrichts. Aber ein Unterricht, der nichts wirkt, ist wenigstens auf keinen Fall besser, als gar keiner! Ferner war es, wie weiter oben bereits bemerkt: daß ich dem Schulgesange selbst an einigen — will sagen einzigen — Schulen an verschiedenen Orten des Landes zugehört hatte, wo er allerdings so beschaffen war, daß sich davon keinerlei erwünschtes Resultat erwarten ließ^{*)}. Diese Beobachtungen haben mein Urtheil geleitet, meine damaligen Rathschläge veranlaßt. Indessen doch noch nicht allein. Es kommt hinzu, daß ich oft mit diesem und jenem Schullehrer, nicht gerade mit denselben, bei denen ich singen hörte, über musikalische Dinge gesprächswaisen Verkehr gehabt habe. Es ist nun mal mein Steckenpferd, überhaupt zu beobachten, was das eigentlich für Leute sind, denen so die Ausbildung des Volks in die Hände gegeben ist. Ich halte sie für unendlich wichtige Männer im Staat. Ich weiß wol, daß die Ansichten darüber verschieden sind. Es hat Zeiten gegeben, und giebt sie stellenweise noch,

*) Ich muß hier nochmals auf den Aufsatz in Nr. 50 vom vorigen Jahre verweisen. Man wolle sehen, was ich dort in einer Note mittheile.

wo man diese Leute in politischer Beziehung in sofern als höchst wichtig betrachtete, daß das Volk ja nicht zu viel bei ihnen lernen möge. Bei solchem gesprächswaisen Verkehr hab' ich denn auch immer gelegentlich nach dem Barometerstande der musikalischen Frage geforscht, sowohl in Betreff der Frage, was und wie sie lehren, als auch, wie sie selbst bewandert wären.

Nun endlich das Seminar! Von dem gehen alle Lehrer des Landes aus. Wie ist es da beschaffen? Denn das ist nun hier besonders die Frage, und überhaupt in der ganzen Angelegenheit der wichtigste Punkt. Gibt der Zustand des musikalischen Unterrichts auf dem Seminar, geben die vorhandenen Resultate desselben die Aussicht, daß es künftig werde besser werden? — Ich brauche hier kaum zu antworten; denn der Zufall hat es gewollt, daß in derselben Nummer der Mitth., wo Herr K. N. Clausen die Gesangsfähigkeit der Seminaristen gegen mich in Schutz nimmt, ein Hr. S. bei Gelegenheit der Besprechung einiger oldenburgischen musicalischen Tageserscheinungen eines Factums erwähnt, das dem Erfolge seiner Vertheidigung sehr im Wege stehen möchte. Aber ich will noch Folgendes beifügen: Ich selbst bin auf dem Seminar beim Gesange, etwa bei den Prüfungen u. s. w. nie zugegen gewesen, weil das nicht jedem freisteht, was denn schlimm genug ist^{*)}. Ich bin nur gelegentlich beim Spaziergange dort am Seminargebäude still gestanden, und habe dem Dinge auf diese Weise zugehört. Aber mir sagte jemand, der kürzlich einer Prüfung auf dem Seminar beigewohnt hat, indem er nämlich eine Einlasskarte dazu erhalten hatte, ein Mann den ich namhaft machen will, und dem man Competenz und einen ruhigen Blick nicht absprechen wird, er sagte, mit dem Choralgesange gehe es da, daß Einem aller Muth verloren gehen müsse. Es war bei Choralgesang gewesen, man bedenke! Und es war bei der Prüfung gewesen, wo immer die besten Saiten aufgezogen werden, man überlege! Und nun schließe man weiter! Konnte mich denn nun dies veranlassen anzunehmen, ich habe mich getäuscht, wenn ich da unten zugehört hatte? — Aber wie können auch diese Menschen denn da etwas lernen, wenn sie — wohl zu merken bei der kurzen Zeit, die auf die Musik dort verwandt wird, — ich sage, wenn sie während dieser kurzen Zeit einen ganzen Winter hindurch nicht anders — ja, fast nicht anders, man darf es behaupten; denn sonst hätten sie das Ding sicherlich überall gar nicht fertig gebracht! — wenn sie, sag' ich, ein ganzes halbes Jahr hindurch mit Beethoven's 9ter Symphonie, sage Beethoven's 9ter Symphonie beschäftigt werden, deren Töne ihnen, bei dem Grade ihrer Ausbildung, nicht anders beigebracht werden

*) Ich weiß wohl, daß Mangel an Platz die Ursache ist. Könnte man aber nicht vielleicht ein anderes Local nehmen?

(Siehe eine Beilage.)

B e i l a g e

zu № 23 der Mittheilungen vom Sonnabend den 10. Juni 1843.

können, als wie gewissen Vögeln ihre Lieder etwa mittelst einer Drehorgel; wenn ihnen Gesänge, wie der Chor der Gefangenen aus Beethovens Fidelio einexercirt werden, dessen Musik überhaupt so ganz außer ihrem Horizonte liegt, daß sie, und wenn auch die Töne, den Sinn und Inhalt (— der Musik! —) auf keinen Fall begreifen. Unverständige Leute haben mich, wenn ich mal über die Schwäche der Seminaristen in Musik und Gesang gelegentlich mich ausgelassen, oft vorgehalten, sie sängen doch so große und schwere Sachen, wie die 9te Symphonie und den Chor der Gefangenen. Weiß Gott! Wir haben es gehört, daß sie das sangen! Es war öffentlich in irgend einem Concerte. Ich will jetzt hinterher nicht mehr kritisiren. Damals unterblieb es aus Schonung. Wir brauchen uns hier auch nicht weiter darauf einzulassen. Aber wahr ist es, sie hatten es wirklich gelernt, und sangen es, wie sie es gelernt. Aber, was die Hauptsache ist, gelernt hatten sie eben nichts dabei. Denn es war ein zu großer Sprung. Es war da kein stufenmäßiges Fortschreiten. Und wer ist nun so wenig Pädagog, daß er nicht einsähe, daß ein solcher, ja ein so ganz ungeheurer Sprung ganz vollkommen unsinnig ist? d. h. wenn überhaupt der Zweck, daß sie dergleichen lernen mußten, wirklich ein pädagogischer war, wie man denn doch wol gar nicht anders annehmen darf! Zudem, so weit, bis zu diesen Sachen sollen es die Seminaristen überhaupt gar nicht bringen. Es ist da viel zu viel zu thun, was ihnen viel näher liegt. Dies würde ja sonst versäumt werden müssen. Die Zeit wurde also geradezu verschwendet. Nun bedenke man aber, ob während der kurzen Zeit, und bei so wenig Unterrichtsstunden, ein halbes Jahr so ganz verschwendet werden dürfe, ohne daß es gar nicht anders möglich ist, als daß auch das Allernothwendigste versäumt werden muß. Das Nothwendigste sind nun freilich die Choräle. Und sie können sie nicht singen. Sie können es nicht können. Und, lieber Gott! wie ist es doch noch gar eine so geringe Stufe der musikalischen Ausbildung, daß man etwa die üblichsten, oder was mehr ist, die üblichen Choräle zu singen im Stande ist. Aber nun das nicht einmal. So stehen die Sachen. Und sollen wir nun sagen, was wir von einem Schullehrer in dieser Hinsicht verlangen, daß er können, wissen und verstehen solle? — Ja, das ist nämlich ganz ungeheuer viel mehr, als das, was unsere Seminaristen nicht einmal können!

Nochmals: Herrn Kirchentath Claußen meine vollkommenste Hochachtung! Ich würde sie in dem Maße, wie wirklich, gegen ihn überhaupt nicht haben, wenn ich durch seine Stellung zum Seminar, und aus persönlichen

Rücksichten, mich hätte veranlaßt finden müssen, meine Desiderien, die ich an dem seiner Leitung anvertrauten Institute habe, nicht laut werden zu lassen.

Schl u ß w o r t.

Ich würde die beiden Aufsätze des Herrn G. C. unbeantwortet gelassen haben, wenn ich nicht einige Berichtigungen nöthig fände.

1) sagt Herr G. C. ich publicire seine Redensarten, welche er gegen mich auf der Parade geführt. Das ist unrichtig. Ich habe niemals die Meinung des jungen Herrn Verfassers angegriffen, wenn er auch eitel genug ist, dieses öffentlich anzusprechen. Im Gegentheil kam er mit seinem Freunde Kraußé zu mir und bat mich, diesen großen Tonkünstler in den „Neuen Blättern“ zu empfehlen; also wollte er durch mich eine öffentliche Empfehlung bewirken, die er nun gänzlich in Abrede stellt. — Warum aber verlangte damals Herr G. C. meine Feder, da er doch jetzt bewiesen hat, daß er selbst — drucken lassen kann?

2) Ist Herr Kraußé wirklich mit 1½ Thlr. — dem Herrn Syvarth noch außerdem mit 1 \$ 24 Grote — durchgebrannt; in Falkenburg erst wurde er von einem nachgesandten Dragoner erwischt, der ihm das Geld abforderte und erhielt. Herr G. C. wird daher als Jurist mir Recht geben müssen, daß die That wirklich vollbracht, nicht wie der Herr sagt nur beabsichtigt oder ein bloßer Versuch war.

3) ist die technische Fertigkeit des Herrn Kraußé nicht allgemein anerkannt. Wie kann Herr G. C. dieses behaupten? er beleidigt dadurch ja unser Publikum. Er sagt selbst, Kraußé habe das Clavier geschlagen, aber nicht zer schlagen; und dann rühmt er ihn als Romanzenspieler. Welch ein Gewirr. Nein, mein Herr, das Spiel des Herrn Kraußé war durchaus schlecht; dies werden Männer vom Fach, wie die Herrn Nothe und Mößler gern attestiren. Es war eben so unverständlich, wie — Ihre Schreibart. Glauben Sie wohl, daß Dikt seinen „Erlkönig“ wieder erkannt hätte? — den hätten Sie von der kleinen elfjährigen Wilkens hören sollen: die spielte doch die Noten. — Sie möchten das Drehfester sehen, wo ein Mann wie der Hospianist der Herzogin von Parma die Pauken schlägt? — Es ist zweifelhaft, ob